

BRÜCHE

Ah, der Tag, an dem ich dort rauskam, in den Zug steigen und durch das Fenster schauen konnte, wie alles rückwärts lief, in Stücke brach; ich weiß nicht, ob du je gemerkt hast, wie die Landschaft langsam zerbricht, wenn du zusiehst, wie sie sich entfernt.

(Julio Cortázar. *Der Verfolger*)

Für Jon Kepa
Dein Blick
Schneeregen

© Übersetzung aus dem Baskischen: Gabriele Schwab

IN DEN ZWANZIGER JAHREN brachte der Zug infolge der neuen Pläne für den Ausbau der Bahnstrecke viele Menschen nach Izurkiz, fast so viele, wie er später, am Vorabend des Kriegs und in der Nachkriegszeit, mit sich forttragen sollte. Einige trug er dabei vorübergehend fort, andere für immer, wie Don Mariano, den Pfarrer, der aus dem Norden gekommen war.

Er war jedoch nicht der Einzige.

Julian und seine Familie kamen kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges in unser Dorf. Sie waren weniger auf der Suche nach Arbeit, von der es damals angesichts der angespannten Lage immer weniger gab, als auf der Flucht vor dem Hass und den Feindseligkeiten, die mit den Auseinandersetzungen einhergingen. Als sie nach dem Pfarrer fragten und hörten, dass es derzeit keinen gebe, bald aber einer geschickt werden solle, war es schon zu spät, die Sachen zu packen und aus diesem, sie bedrohlich anmutenden Dorf auf die gleiche Weise zu fliehen, wie sie gekommen waren. Bei dem Entschluss, ihrem bislang zurückgelegten Weg in Izurkiz ein Ende zu setzen, wog offenbar die Erschöpfung der letzten Wochen schwerer als die Erinnerung an die grausame Hinrichtung eines Verwandten.

Sie kamen aus dem Süden, wie in jener Kriegszeit auch der Tod. Mit dem Streik der Bahnarbeiter hatten in ihrem Heimatdorf die blutigen Auseinandersetzungen begonnen, die zwar nicht lange anhielten, aber voller Leid waren.

ES WAR KURZ VOR AUSBRUCH DES KRIEGES und die Stimmung entsprechend aufgewühlt, als die Arbeiter den Bahnhof verließen und zuerst zum Haus des Bürgermeisters und dann zur Pfarrei stürmten. Rachsucht und Hass waren schon damals überall tief verwurzelt. Die Nachrichten, die aus Afrika herüberkamen, hatten die Gemüter der Anhänger beider Couleur kräftig erhitzt und was dann geschah, war lediglich das Überkochen von etwas, was schon seit langem beständig brodelte. In jenen Tagen erfuhren die Streikenden, dass die Aufständischen gegen die Republik langsam immer näher rückten und wollten nicht fliehen, ohne zuvor die Rechnung beglichen zu haben. Am Tag darauf waren dann bereits alle in die Berge geflüchtet und hatten im Dorf so gut wie nichts zurückgelassen: die Familie, ihr Zuhause und zwei am Dachsparren der Kirche baumelnde, verkohlte Körper, der des Bürgermeisters und der des Pfarrers.

Julians Onkel.

Vorsichtshalber schlugen Julian und seine Familie den Weg nach Norden ein, bis sie auf ein Dorf wie das ihre trafen: unseres. Als sie ihr Heimatdorf verließen und nicht wussten, wohin sie gehen sollten, beugten sie sich dem gebieterischen Rat der Großmutter „*Diese Schienen werden uns schon irgendwohin führen*“ und folgten Schritt um Schritt den Gleisen.

Wahrscheinlich blieben sie wegen des Bahnhofs in Izurkiz, weil Julians Vater hoffte, trotz der unmittelbar bevorstehenden Fertigstellung der Bahnstrecke und der kriegsbedingten Flaute, hier die für den Unterhalt seiner Familie notwendige Arbeit zu bekommen, die er dann nach dem Krieg und dank seiner langjährigen Erfahrung als Bahnarbeiter in seinem Heimatdorf auch fand. Vom ersten Moment an hielten sie sich etwas abseits, schweigsam und distanziert, so als ob es ihnen schwer fiel, sich unter die anderen zu mischen, sicher wegen der dunklen Farbe ihrer Haut. Bei den Dorfbewohnern stießen sie nie auf Wohlwollen, weder am Anfang, als die meisten Bahnarbeiter wegen der Bedrohung durch die Faschisten geflohen und sie ganz allein mit Kindern, Müttern und Alten zurückgeblieben waren, noch nachdem der Lärm der Schüsse verklungen war und die Arbeiter, die vor den Behörden Gnade fanden, langsam zurückkehrten; denn aus anfänglicher abweisender Haltung wird im Laufe der Zeit Misstrauen.

Und erst recht in der Nachkriegszeit, wenn die Wunden eitern.

Julian war wirklich jemand, der sich von Anfang an nicht anpasste. Deshalb geschah dann auch, was später geschehen sollte.

VON DEN JUNGEN AUS DEM DORF war ich es, der den meisten Kontakt zu ihm hatte, sofern man die zwei, drei kurzen Fragen und Antworten, die wir miteinander austauschten, als Kontakt bezeichnen kann. Denn obwohl er normalerweise mit uns zusammen war, galt er in unserer Clique als absolute Niete, eben als einer dieser lahmen Einfaltspinsel, die niemand beachtet, jemand, der beim Fußball immer im Tor steht und beim Versteckspielen die anderen suchen muss.

Trotzdem war er stark, sehr stark. So stark wie Alvaro.

Alvaro war im Dorf geboren und aufgewachsen. Seine Anwesenheit war überall zu spüren, selbstgefällig und großspurig. Schon als Dreikäsehoch, der kaum sprechen konnte, hatte er so mancherorts allerlei ausgefressen und war damals sicher bereits der Anführer unter den Jungen seines Alters. Wir hatten großen Respekt vor ihm. Er war es, der immer entschied, was wir machten und wohin wir gingen, und alle fügten wir uns seinen verrückten Einfällen, weil er stärker, zäher und vor allem waghalsiger war als wir.

Genauso wie damals, als wir zu den Pfirsichbäumen gingen.

JENER GROSSE GARTEN lag hinter dem Pfarrhaus, neben dem Kanal, der sich aus dem Fluss speiste. An jenem schwül-warmen Tag des Heiligen Fermin hingen die Bäume brechend voll mit Pfirsichen und luden uns geradezu ein, denn der unglückselige Don Mariano – jener verrückte Pfarrer, der vor dem Krieg bei uns im Dorf war – war eine Stunde zuvor zum Bahnhof gegangen, um dort wie gewöhnlich zu versuchen, Sünder zu bekehren. Natürlich war es Alvaros Idee, statt zum Kanal zum Pfarrhaus zu gehen und dort Pfirsiche zu klauen. Und er war es auch, der die Kühnheit besaß, von einem Baum zum anderen zu laufen, um den riesigen Hund herauszufordern, der diesen Garten bewachte.

Er wollte süße Früchte und davon konnte ihn niemand abbringen.

Ich erinnere mich noch, als sei es gestern gewesen. Kaum war er auf den Baum gesprungen, der der Mauer am nächsten stand, tauchte zu seinen Füßen auch schon wütend kläffend jener riesige Mastiff auf. Auf Alvaros Anordnung standen wir am anderen Ende des Gartens, oben auf der Mauer, die das Pfarrhaus umgab, in sicherer Entfernung zu dem Hund. Alvaro ließ die reifsten und süßesten Pfirsiche zwischen Hemd und Brust rutschen. Den Hund, der in der Absicht ihn in Stücke zu reißen, unter ihm hin- und hersprang, beachtete er dabei gar nicht. Als er fertig war, piffte er zu uns herüber, zum Zeichen, dass nun wir das unsere tun sollten. Jose Luis sprang also mit einem Satz in den Garten und begann, wie ein Stierkämpfer den Stier, jenes Raubtier mit Schreien und wilden Gebärden zu reizen. Dieses wandte daraufhin völlig von Sinnen seinen Blick von Alvaros Knöchel und stürzte auf Jose Luis zu, wobei ihm der Schaum zwischen den Reißzähnen hervorquoll. Jose Luis kraxelte rückwärts die Mauer hoch und während der Mastiff unter uns wie besessen bellte, sprang Alvaro, das Hemd prallvoll mit Pfirsichen, von seinem Baum und rannte zum nächsten. Als der riesige Hund bei ihm ankam, saß er schon wieder sicher in den oberen Ästen, fern der Gefahr, und pflückte erneut die süßen Früchte. Auf diese Weise machten wir wohl vier oder fünf Bäume leichter und aßen sicher auch vier oder fünf Dutzend Pfirsiche.

Ja, so war er, unser Alvaro.

Der unglückselige Alvaro.

MIT AUSNAHME VON MEINEM waren die Väter aller Jungen aus der Clique – die, mit denen der Krieg ein Nachsehen hatte – bei der Bahn angestellt, denn sie waren kurz nach Beginn der Bauarbeiten der öffentlichen Bekanntmachung des Bürgermeisters gefolgt und hatten sich in die örtliche Anwärterliste eingetragen. In diesem Aufruf hatte der Bürgermeister die Vorteile der neuen Arbeitsplätze aufgezählt und die Einwohner aufgefordert, die Mühen und das Kopfzerbrechen der Landwirtschaft hinter sich zu lassen und Bahnarbeiter zu werden, bevor die drohende Einwandererwelle das Dorf erreiche. Wir kamen etwas später dazu, unmittelbar nachdem mein Vater von der Stelle als Arzt erfahren hatte. Von da an war er der Bahnhofsarzt, aber zum Bahnhof ging er nur, wenn es einen Unfall gab, denn seine Praxis für die Leute aus dem Dorf und für die vom Bahnhof hatte er bei uns zu Hause. Außerdem – und vielleicht gerade, weil wir eben keine wirklichen Eisenbahner waren –, geriet ich innerhalb der Clique ziemlich ins Abseits, als wir als Knirpse unseren Treffpunkt vom Dorfplatz in den Auwald, an den Kanal und vor allem in die Gegend um den Bahnhof verlegten. Denn im Gegensatz zu mir, lag den andern diese Beziehung zum Bahnhof im Blut und war ihnen eine große Hilfe, dort alle Ecken und Winkel zu erkunden. Dieser Zeitvertreib war für uns die erste Begegnung, die wir mit der Eisenbahn und dem Bahnhof hatten; nicht so für Julian.

Für ihn bargen die Züge kein Geheimnis mehr.

Zu der Zeit, als wir die Gegend um den Bahnhof zu unserem Tummelplatz erkoren, kamen kaum noch neue Arbeiter ins Dorf; die Wenigen, die noch auftauchten, waren auf der Flucht vor dem Krieg. Und zweifellos noch ärmer dran, als ihre Vorgänger.

Julians Vater.

Die Cliquen der Kindheit sind in der Regel nicht besonders aufgeschlossen. Einer der Gruppe wird wegen des Mutes und der Stärke, die er an den Tag legt, zum Anführer gemacht, und wenn danach nichts Außergewöhnliches passiert, bleibt er es, bis er die Clique verlässt.

Bis er geht, also.

Unsere Clique war während des Krieges und in der Nachkriegszeit sehr groß. Genau wie in Julians Heimatdorf setzten sich die meisten Eisenbahnarbeiter ab, sobald sie von dem Näherrücken der Faschisten Wind bekamen und ihre Angehörigen blieben im Dorf zurück. Anders als dort hinterließen sie hier auf ihrer Flucht keine Kadaver, vielleicht weil sie alle der gleichen Couleur waren; sie machten sich jedoch immerhin die Arbeit, die Kirche in Schutt und Asche zu legen, wie uns Jose Luis' Vater erzählte, der das alles miterlebt hatte. Das Erste, was die Sieger nach dem Krieg in Angriff nahmen, war der Bau einer neuen Kirche, genau an der Stelle, an der die alte gestanden hatte. Nachdem die *faschistischen Blauhenden* die Oberhand gewonnen hatten, kamen einige Rot-Geglaubte zurück und stellten sich sofort in den Dienst der neuen Machthaber im Dorf. Söhne von Verlierern und Siegern, in unserer Clique gab es also beide Farben: Rot und Blau, und auch die, die in dem Maße wie sie beider Töne in sich aufzog auch beider Knecht war: Fahlbraun.

Die Farbe von Julians Haut.

ZUSAMMEN MIT DEM VERTRETUNGSLEHRER für Don Jose, den der Sturm des Krieges mit sich fortgerissen hatte, tauchte Julian zum ersten Mal in der Schule auf und nach den üblichen Gebeten stellte uns der Lehrer den Neuen vor: „Julian“.

Das war alles, was er sagte, und als sei Julian von diesem Moment an ein Schüler wie alle anderen, nahm er ihn gleich dran, ohne ihm auch nur eine Spur jener Rücksicht zu gewähren, die jedem Neuen zusteht. Sowohl in jener ersten Zeit, als auch wenn er mit uns zusammen war, kam kaum ein Wort über Julians Lippen und in seinen Augen sah man nicht das kleinste Anzeichen einer Träne, ganz anders als das normalerweise der Fall ist, wenn Kinder plötzlich aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen werden und sich einer unbekanntem Situation anpassen müssen. Still, in sich selbst zurückgezogen verbrachte er jene ersten Tage, so als ob er den gesamten Halt, den er brauchte, um diesen kritischen Moment durchstehen zu können, eher bei sich selbst als bei anderen fände. Ja, Julian war karg an Worten und Gesten, wirkte schüchtern und schwach. Und so urteilten auch vom ersten Tag an die Klassenkameraden, denn an jenem Morgen bereits, als er mit gesenktem Kopf auf dem ihm zugewiesenen Stuhl saß, verspottete ihn urplötzlich einer von uns aus der Anonymität des Stimmengewirrs heraus: *Zigeunerlein, dumm und klein.*

Alvaro.

Jenem anfänglichen entschlossenen Schweigen folgte eine zaghafte und unauffällige Aktivität. Er blickte nun nicht mehr starr auf den Lehrer, sondern zeichnete, ohne diesem zuzuhören, unaufhörlich Linien auf ein zerknittertes Papier, das er auf seinem Pult ausgebreitet hatte, voll und ganz in ein Spiel vertieft, das allein er kannte. Er fasste den Bleistift mit den Fingerspitzen, setzte ihn senkrecht auf das Blatt und ließ ihn mit einem leichten Stups über das Papier gleiten, wo dieser dann beim Umkippen eine Linie zeichnete. Einmal, als er wieder in diese Beschäftigung versunken war, schlich ich mich neugierig an ihn heran und sah über seine Schulter die Zeichnung von etwas, was aussah wie eine kurvenreiche Bahnstrecke, innerhalb deren enger Begrenzung sich zahllose Linien aneinander fügten. Wo eine dieser Linien endete, nahm die nächste ihren Anfang auf einem Weg, der mir damals noch unbekannt war, den ich jedoch wenige Tage später erkennen sollte und der nur ein Ziel hatte: Solabar.

Sein Heimatdorf.

SCHWEIGSAMKEIT IST HÄUFIG ein Schleier, hinter dem sich ein Geheimnis verbirgt, und so wie Großspurigkeit ein Zeichen von Unvermögen und Schwäche sein kann, verstecken sich hinter dem Schweigen oft Stärke und Zähigkeit, denn nur wer es nicht nötig hat, seine Fähigkeiten zu demonstrieren, glaubt auch an sie. Und der Aufschneider weiß das. Deshalb muss er unbedingt herausbekommen, ob hinter dieser Verschlossenheit Schwäche oder Standhaftigkeit steckt und dazu wendet er tausend Tricks und Kniffe an.

Alvaro wettete für sein Leben gern.

Julian war stark, sehr stark. Und er zeichnete fortwährend Schienen.

ICH ENTSINNE MICH NICHT MEHR genau, wann er zu unserer Clique stieß, solche Sachen geschehen meist, ohne dass man es merkt, aus Macht der Gewohnheit. Die Dinge des Alltags bringen uns diesem oder jenem Kumpel näher. Freundschaften schließt man nicht per Vertrag. Ich erinnere mich aber noch an den Tag, als Julian das erste Mal mit uns kam. Als wir wie jeden Nachmittag nach der Schule Richtung Bahnhof gingen, bemerkte niemand seine stumme Anwesenheit.

Vielleicht war es, weil ich innerhalb der Clique nicht viel zu sagen hatte, oder einfach, weil ich als Sohn eines Arztes kein besonderes Interesse an jenen Streifzügen rund um den Bahnhof verspürte, jedenfalls setzte ich mich von den anderen ab, als wir zu dem Häuschen neben den Gleisen kamen und ging mit der Absicht, ein bisschen miteinander zu reden, auf ihn zu, um ihn die üblichen Belanglosigkeiten zu fragen. Währenddessen begannen die anderen, den Zeitvertreib vom Vortage fortzusetzen und erneut Steine gegen die Fenster des Häuschens zu werfen. Er sah mich nicht an, seine ganze Aufmerksamkeit galt den Glasscheiben, die die Freunde gerade zertrümmerten. Auf meine unbedarfte Frage „*willst du mit uns kommen?*“, antwortete er jedoch mit einer Gegenfrage:

—Sind wir nicht schon angekommen?

Julian wusste anscheinend, dass wir uns in unserer Freizeit an den Gleisen trafen, so wie das in allen Dörfern üblich ist, in denen es einen Bahnhof gibt. Er hatte zu jener Zeit in seinem Heimatdorf schon Jahre mit all dem verbracht, was für uns völlig neu war; ein ums andere Mal war er bei den verlassenen Gehöften am Rande der Bahnstrecke gewesen, um dort alles Mögliche zu zertrümmern und genauso hatte er Münzen auf die Schienen gelegt, damit sie, wenn der Zug darüber fuhr, so hauchdünn wurden wie die Oblaten in der Kirche.

Nein, für ihn bargen die Züge kein Geheimnis mehr.

Wir standen so eine Weile dort, ohne ein Wort zu sagen. Weder schien es, dass er mich groß brauchte, um an die, die dort rumtobten, Anschluss zu finden, noch dass er diesen Anschluss überhaupt wollte. Dabeistehen, ja, da stand er, aber er schaute nur zu, sonst nichts, ohne eine Miene zu verziehen.

Auch nicht, als ihn jemand mit einem Stein mitten am Kopf traf.

Alvaro.

Doch Julian war nicht aus Glas.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Tag. Nicht eine einzige Träne sah ich, als ihm das Blut zuerst über die Stirn und dann über das ganze Gesicht strömte. Eine Zeitlang blieb er dort stehen, wo er stand, ohne den Blick von den anderen abzuwenden, und als diese wieder anfangen *Zigeunerlein, dumm und klein* zu rufen, schlug er ganz langsam den Weg zum Dorf ein; sein letzter trüb-aufrechter Blick galt mir. Alvaro und die anderen, die offensichtlich erwartet hatten, er würde sich wehren, sahen in diesem Rückzug eine Flucht und begannen, sich gnadenlos über ihn lustig zu machen, in dem Irrglauben, dass jemand, der nicht in Wut ausbricht oder kämpft, eben nur ein Feigling sein kann.

Aber Julian war sehr stark, unheimlich stark.

Der unglückselige Julian.

Am nächsten Tag aber, in der Pause, spielte er mit uns Fußball. Um den Kopf trug er einen Verband. Kinder haben untereinander sehr wohl ihre Regeln und Gesetze, die sich vollkommen von denen der Erwachsenen unterscheiden. Deshalb wunderte sich niemand, als Alvaro auf der Suche nach einem Torwart anfang „*Ziggi! Ziggi!*“ zu rufen; und sicher dachte er noch an die Geschichte vom Vortage, als er ihn zum Mitspielen aufforderte. „Du bist Torwart!“, sagte er zu ihm, „aber nimm die Hände, denn der Kopf ist zum Schießen!“ Als Julian sich zwischen die beiden Ahornbäume auf dem Hof stellte, bemerkte ich, dass er den gleichen Gesichtsausdruck hatte wie am Vortage, teilnahmslos und leer, und wie einer dieser kräftigen Bäume wirkte, die da rechts und links neben ihm standen.

Doch ihn in seinem Innern zerfraßen ihn die Würmer.

VON DA AN WAR ER mit uns zusammen, sowohl in der Schule als auch nach dem Unterricht. Obwohl ich es immer wieder versuchte, bekam ich von ihm nichts als einsilbige Antworten. Nur einmal, als in ihm die Erinnerung an sein Heimatdorf wach wurde, überwand er sich zu reden. Damals bemerkte ich zum ersten Mal, dass es in ihm keinen Raum gab für das Jetzt und weniger noch für das Morgen.

DER LEHRER GAB UNS GERADE Geometrieunterricht. An die Tafel waren zwei parallele Linien gezeichnet und während der Lehrer mit seinem langen Lineal darauf zeigte, erklärte er uns mit dem ihm eigenen Geklaffe: „Zwei Geraden sind parallel, wenn sie sich nie schneiden“. Ich dachte sofort an die Linien in Julians Heft und sah zu ihm hinüber. Auch er schien, was ungewöhnlich war, Interesse an dieser Lektion zu haben.

In diesem Moment hörten wir das Pfeifen eines Schnellzugs; „*Der Marbona-Express*“ dachten wir alle und der Lehrer, als habe er gespürt, was in unseren Köpfen vorging, ergriff erneut das Wort:

—Nehmt einmal an, diese Geraden sind ein Gleis. Diese beiden Linien treffen also nie aufeinander.

Ich schaute zu Julian. Der von dem Stein herrührende blaue Fleck machte den Blick, mit dem er den Lehrer ansah, noch tiefer. Aufmerksam lauschte er dessen Worten und ich war mir sicher, dass er gleich anfangen würde zu reden.

—Herr Lehrer... – wagte er sich plötzlich hervor, ohne das Gewicht der auf ihm ruhenden Blicke zu spüren.

—Bei diesem Gleis ... Wenn eine Schiene einmal um die Welt gelaufen ist, dann könnte sie doch auf die andere treffen, wenn sie wieder an ihrem Ausgangspunkt ankommt.– Das Lineal in der Hand, sah der Lehrer ihn an. –Als man in meinem Heimatdorf anfang die Bahnstrecke zu bauen, hat mir das meine Großmutter zumindest immer gesagt, dass die Schienen, die wir da vor uns sahen, nachdem sie alle Gegenden der Welt miteinander verbunden haben, wieder in unser Dorf zurückkommen.–

Alvaros schallendes Gelächter durchbrach die Stille. Der Lehrer stand da, unschlüssig, das lange Lineal fest umklammert. Ich sah Julians Familie vor mir, wie sie Solabar aus Angst vor den Roten fluchtartig verließen, nicht wussten, wohin sie gehen sollten und der Bahnlinie folgend immer weiterirrten, in der Hoffnung, genau wie es Julian zuvor gesagt hatte, irgendwann wieder in ihr Dorf zu kommen, wenn sie nur lange genug liefen.

—Red keinen Unsinn, bitte! – schnitt ihm der Lehrer barsch das Wort ab. Dabei schrie er laut, um das nach Alvaros Lachsalve ausgebrochene Gefeixe zu übertönen und ließ das Lineal zwei Mal mit Furcht erregenden Schlägen auf den alten Tisch knallen. Umgehend verstummte das Gejohle, das Gelächter wich einem verschämten Grinsen und Julian beugte sich wieder über das Pult, um mit dem Bleistift Linien zu ziehen.

Völlig niedergeschlagen.

Genau zu dieser Zeit geschah das mit den Münzen.

VIEL ÖFTER ALS UNSERE ELTERN GLAUBTEN, schwänzten wir die Schule, und an jenem Mittag nutzten wir die so gewonnene Zeit, um zu den Gleisen zu gehen. Julian und ich liefen gemächlich durch die pralle Sonne am Rand des Weizenfeldes entlang und lauschten, da unsere eigenen Stimmen schwiegen, denen der Rebhühner. Die anderen rannten währenddessen wie wild vor uns her und spielten Fangen. Der blaue Fleck an Julians Stirn war immer noch zu sehen, obwohl er den Verband schon vor einer Woche oder länger abgenommen hatte. In unseren Hosentaschen trugen wir ein paar Geldstücke, um sie auf die Schienen zu legen und zuzusehen, wie der Zug sie platt fuhr. Obwohl wir nur wenig später an den Gleisen ankamen, saßen Alvaro und Jose Luis bei unserem Eintreffen schon über die Schienen gebeugt, immer noch schwitzend und jeder den Blick auf seine Münze gerichtet. Gleich würde der Schnellzug kommen.

Der nach Rutera.

Als er über die Brücke über den Fluss fuhr, hörten wir sein schrilles Pfeifen, das sich mit dem Beben des eisernen Viadukts vermischte, und fast gleichzeitig bemerkten wir auch hinter dem Auwald die gräuliche Rauchsäule, die über den Wipfeln der Pappeln zum Himmel stieg. Er kam mit atemberaubender Geschwindigkeit heran, obwohl er in der Kurve hinter dem Wald, als er bereits in unserer Sichtweite war, einen Moment lang stark abbremste. Nachdem er die Kurve genommen hatte, beschleunigte er aufs Neue und raste wie eine wütende Bestie auf uns zu. Alvaro und Jose Luis standen neben den Schienen, den Blick starr auf die Münzen gerichtet. Das Getöse des Zugs war ohrenbetäubend, ununterbrochen gab er Pfeifsignale. Wie ein Donner zerriss er plötzlich die bisherige Stille jenes Mittags.

Wir hoben alle gleichzeitig die Hände, um uns die Ohren zuzuhalten, während sich dieses erdbebenähnliche Spektakel ereignete. Einen knappen Meter neben den Schienen sah ich Alvaro und Jose Luis, die Hände auf den Ohren und laut schreiend. Ich drehte den Kopf und erblickte nun auch Julian, der stumm ganz in meiner Nähe stand und im Gegensatz zu uns die Hände in den Hosentaschen hatte und den trüben Blick gebannt auf einen ganz bestimmten Punkt richtete: Alvaro. Als er die Hand kurz aus der Hosentasche nahm, bemerkte ich ein großes Geldstück, das er zwischen den Fingern kreisen ließ. Ein in der Hosentasche vom Schweiß warm und feucht gewordenen 10-Cent-Stück.

Gleich würde der nächste Schnellzug kommen.

Der nach Berosa.

Sobald der letzte Waggon vorbeigefahren war, hoben Alvaro und Jose Luis ihre Münzen auf und kamen mit schallendem Lachen zu uns herüber, um uns freudestrahlend zu zeigen, was davon übrig geblieben war. Julian stand nun neben ihnen, immer noch stumm. Als er dann aber das Wort ergriff, hatte seine Stimme auf uns die gleiche Wirkung wie das Pfeifen des gerade vorbeigefahrenen Zuges. Sie war entschlossen, sicher und ihr Ton zeigte kein Anzeichen von Schüchternheit oder Angst:

—Habt ihr schon mal *Verlorene Münze* gespielt? – fragte er in einen Moment der Stille hinein die beiden gerade noch lauthals Lachenden, ganz besonders aber Alvaro. Als diese Julian erneut reden hörten, stutzen sie kurz und sahen sich schweigend an, doch sogleich antwortete Alvaro in seiner gewohnten Raubeinigkeit:

—Na sieh mal einer an, *Ziggi*, du hast ja auch eine Stimme!

Mit Blick auf die Münze, die Julian zwischen den Fingern hervorgucken ließ, fuhr er dann fort:

—Du wirst uns doch jetzt nicht erzählen wollen, dass du dieses 10-Cent-Stück für irgendwas aufs Spiel setzen willst, oder?

Er sah ihm dabei jedoch nicht in die Augen.

„Doch“, war Julians trockene Antwort und danach erklärte er dem grinsenden Alvaro, der immer noch nicht aus dem Staunen herausgekommen war, ohne Umschweife die Einzelheiten der Wette :

—Es funktioniert ungefähr so wie das Spiel, das ihr grad eben gespielt habt, aber statt eines Fünfers nimmt man einen Zehner...

Alvaro gefiel das mit dem 10-Cent-Stück zuerst nicht recht, ihm schien das eine Menge Geld, um es in diesem törichtem Spiel sinnlos zu verlieren. Außerdem sah er nirgends den Anreiz, wenn doch alles genauso gemacht wurde wie vorher. Die Erklärungen, die er brauchte, erhielt er aus Julians stockenden Worten:

—...aber man muss die Münzen zurückholen. Soweit das möglich ist— fuhr dieser über die Gleise gebeugt fort. Er legte seine Münze auf die noch heiße Schiene.

—Der Erste, der seine Münze holt, bevor der Zug sie überfährt, hat die Wette verloren und muss sie dann natürlich dem anderen geben.

—Und wenn der Zweite seine gar nicht holt? – fragte Alvaro hin- und hergerissen.

—Dann verliert er die Wette und muss dem Sieger eine Münze geben, weil er nicht aufgepasst hat.

—Es liegt also nur wenig Zeit zwischen Sieg und Niederlage, – Alvaro hatte bereits seine Münze in der Hand.

—Das geht schneller als das Amen in der Kirche.

Alvaro hockte sich ihm gegenüber an die andere Schiene und legte mit offenkundiger Sicherheit sein 10-Cent-Stück darauf, während er seinen Blick auf Julians Münze richtete. Alvaro war ein leidenschaftlicher Spieler und noch dazu ein Spieler, der es gewohnt war, immer zu gewinnen.

Vielleicht zu sehr gewohnt.

Als sie sich da gegenüberhockten, jeder seine Münze betrachtend, spürten wir, wie der Zug näher kam. Wie zuvor drang uns das Beben der Eisenbrücke ans Ohr. Dann sahen wir hinter dem Auwald die gräuliche Rauchsäule, die begleitet von dem Brüllen der Lokpfeife zum Himmel emporstieg. Jählings flog rechts und links der Gleise aus dem Schutz des Weizenfeldes ein Schwarm Rebhühner auf.

Der Zug raste mit atemberaubender Geschwindigkeit auf uns zu.

Julian wandte mir zwar den Rücken zu, doch konnte ich mir sein ausdrucksloses, teilnahmslos-kühles Gesicht gut vorstellen. Alvaro dagegen hockte uns gegenüber. Er hielt den Blick starr auf seine Münze gerichtet. Eine dicke Schweißperle lief ihm die Schläfe hinunter, Zeichen der Schwüle - und vor allem der Anspannung.

Der Zug war schon ganz nah. Alvaro beobachtete jetzt aufmerksam Julians dunkle und knochige Hand und wartete auf eine schnelle Bewegung desjenigen, den er für den sicheren Verlierer hielt. Julian jedoch kauerte immer noch völlig regungslos da, ohne auch nur mit einem einzigen Muskel zu zucken. Er schien Alvaro anzusehen, unbeirrt, wie jemand, der sich seines Sieges gewiss ist. Dann kam der Zug.

Das Erdbeben.

Alvaro war es, der als erster die Hand nach seiner Münze ausstreckte, als der Zug rund zehn Meter entfernt war; danach blickte er einen Moment zu Julian, dem keine Zeit mehr bleiben würde, das Gleiche zu tun und genoss in dieser letzten halben Sekunde den Geschmack des Sieges.

Letztendlich ein bitterer Geschmack.

Denn Julian holte sein 10-Cent-Stück buchstäblich unter dem schweren Rad des Zuges hervor. Plötzlich zog der Zug einen Trennungsstrich zwischen Alvaro und Julian und es dauerte lange, bis er vorbeigefahren war, noch länger aber, bis sich das Erdbeben beruhigte und das Pfeifen verscholl. Danach wieder Stille und Alvaro und Julian von Angesicht zu Angesicht. Verlierer und Sieger.

Wenn auch ein ganz neuer Verlierer.

—Du verdammter Spinner! Das hätte dich fast deine Finger gekostet, du bist ja völlig verrückt!

Julian schwieg weiter. Er streckte seine Hand Alvaro entgegen, um einzufordern, was er gewonnen hatte. Wir anderen wagten nicht, etwas zu sagen. Obwohl Alvaro verloren hatte, war er immer noch unser Anführer, denn Julian, auch wenn er die Wette gewonnen hatte, machte nicht den Eindruck, dass er dazu taugte.

Weil er still und verschlossen war. Sehr still und verschlossen.

—Hier nimm, du armer Irrer!— sagte Alvaro barsch, während er ihm die Münze gab. Auch wenn es großspurig klingen sollte, hörte man doch aus seiner Stimme eine Spur Groll und Bitterkeit und zweifelsohne seine unbändige Lust, sich zu revanchieren. Es war das erste Mal, dass wir anderen ihn als Verlierer sahen und für ihn war das gewiss eine schwere Last, an der er die kommenden Tage zu tragen hatte. Und genau deshalb sollte er dann später auch den Mund zu voll nehmen.

SO WIE FRÜCHTE ALLMÄHLICH reifen und, kurz bevor sie zu faulen beginnen, zuckersüß werden, braucht auch eine Tragödie ihre Zeit, um heranzuwachsen. Was zwischen Julian und Alvaro war, glich einem unaufhörlich brodelnden Topf mit Milch, Milch, die zu kochen beginnt und dann irgendwann überläuft. Es war offensichtlich, dass Alvaro Julian die Ereignisse jenes Tages nachtrug und sehnlichst auf die Stunde der Rache wartete, die ihm seine innere Ruhe und vor allem seine Autorität wiedergeben würde. Für uns anderen war Alvaro zwar weiterhin der Anführer, aber Julians stumme Anwesenheit rief uns immer wieder die Geschichte mit der Münze in Erinnerung, auch wenn er wie zuvor beim Fußballspielen im Tor stand und beim Fangen den anderen nachlaufen musste.

Während Alvaro seine Stärke aus dem Genuss erlangte, andere zu besiegen und zu erniedrigen, nährte sich der Mut Julians von Leid und je hoffungsloser er wurde, desto härter wurde er in seinem tiefsten Inneren.

Julian hatte wahrlich schon einiges durchgemacht. Da er neu hier war, legten die meisten seine Verschlossenheit als Schwäche aus, aber seit dem Tag der Wette wussten sie, dass er auch stark und mutig war. Es gab jedoch in seinem Wesen etwas, was nicht sichtbar war und was darüber hinaus, wenn es geschürt wurde, sehr gefährlich werden konnte: die Hoffnungslosigkeit.

Das Feuer unter dem Milchtopf.

Julians innere Flammen wurden vom Balg der Erinnerung geschürt. Die verlorene Vergangenheit, die er für immer hinter sich gelassen hatte, verbrannte sein Inneres. Sein Heimweh war ein bitteres. Das wurde mir damals klar, als der Postzug das erste Mal durch Izurkiz fuhr.

Ich habe schon gesagt, dass die Züge für Julian kein Geheimnis mehr bargen. In seinem alten Dorf hatte er viel mehr Züge gesehen als wir und wenn es auch nicht oft vorkam, so ließ er dieses Wissen doch von Zeit zu Zeit durchblicken.

Die Erinnerung brachte ihm Traurigkeit, war die nicht versiegende Quelle seiner Verzweiflung.

AN JENEM SCHWÜLEN NACHMITTAG waren wir im Auwald am Rande der Bahnlinie und wollten uns die Langeweile dieser Stunden nach dem Mittagessen mit einem Spiel vertreiben, das wir *Züge raten* nannten. Von dieser Stelle aus konnten wir das Beben der Brücke und das Pfeifen des nahenden Zuges hören. Diese beiden Details und manchmal noch der Grauton des Rauches mussten ausreichen, um den Zug zu erraten, bevor er in Sicht kam. Mitunter wetteten wir dabei auch um ein 5-Cent-Stück. Da die Bahn das Unveränderlichste des Unveränderlichen ist, waren wir mit dem Fahrplan der Schnellzüge recht vertraut und wussten genau, wann jeder einzelne kam und wohin er fuhr.

Zumindest, solange kein neuer auftauchte.

Alvaro war dabei, sich durch gelegentliche Aufschneiderei Schritt für Schritt das Stückchen Ehre zurückzuerobern, das er bei der Geschichte mit der Münze verloren hatte. Seine Überlegenheit war jedoch nur Schein, denn jedes Mal wenn wir zusammen spielten, verdarb ihm Julians stumme Anwesenheit die Laune. Deshalb musste Julian während der Tage vor der Tragödie einiges einstecken. Alvaros Provokationen und Spott nahmen kein Ende und wir anderen beobachteten fassungslos die Passivität, mit der Julian auf diese Angriffe reagierte. Es schien, dass der Mut, den er vor Kurzem gezeigt hatte, in tiefen Schlaf verfallen war, sich in einem stillen Winkel seines Innern verbarg, zusammen mit seiner Stimme.

Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als wir das Seufzen der Brücke vernahmen und den Zug hinter dem Auwald erahnten. „Der nach Haibate“, sagte Alvaro missmutig und sog dabei schmatzend an seinem Süßholz. Es war die Zeit des Zugs nach Haibate, daran bestand kein Zweifel.

Deshalb widersprachen wir ihm auch nicht.

—Das ist nicht der nach Haibate ...

Das waren Julians Worte. Selbst der Wind verstummte jetzt, als ob auch er auf Alvaros Angriff wartete.

Uns allen schoss die Sache mit der Münze durch den Kopf.

—Was sagst du denn da, du Trottel? – plusterte sich Alvaro auf. Er sprach selbstgefällig und überheblich, denn er wusste genau, dass das der Schnellzug nach Haibate war.

—Wetten wir, wenn du Mumm hast!– forderte er ihn heraus, mit der Sicherheit, die man aus dem bezieht, was sich täglich aufs Neue bestätigt.

Julian tat mir leid. Das war der Zug nach Haibate, das stand fest.

Wir wussten jedoch nicht, dass der Takt der ankommenden und abfahrenden Züge geändert worden war.

Durchbrochen.

Im Schutz jener trügerischen Beständigkeit, die die Routine verspricht, wurde Alvaro verwegen. Er wette seinen Kopf darauf, sagte er, dass der Zug, der sich dort mit lautem Pfeifen näherte, der Schnellzug nach Haibate sei, genau wie bisher jeden Nachmittag. Seinen Kopf wettete er dann zwar nicht, der Arme, wohl aber ein 10-Cent-Stück, überheblich und überzeugt, bei diesem Kräfteressen zusammen mit der Münze auch die verlorengegangene Ehre auf lange Zeit wieder zurückzugewinnen.

Aber mit dem Unvorhergesehenen zerbricht mehr als die Routine, die wir so sehr zum Überleben brauchen; wir verlieren die Sicherheit, das Selbstvertrauen, den Überblick über die Dinge.

Die Vernunft.

—NA, HAT ES DIR JETZT ETWA DIE SPRACHE VERSCHLAGEN, du Schisser du?– stichelte Alvaro.

—Das ist der Postzug, du Trottel – murmelte Julian, ohne auch nur im Geringsten die Stimme zu heben. Als langweile er sich, warf er ein paar Steinchen, die er in der Hand hielt, eins nach dem anderen auf die Schienen. Ich glaube, mehr noch als die Möglichkeit zu verlieren, beunruhigte Alvaro diese abwesende Haltung Julians, denn dieser nahm die Wette nicht an. Offensichtlich genügte es ihm, den anderen lächerlich zu machen.

Julian war manchmal erbarmungslos, sehr erbarmungslos; und ich bin sicher, dass seit damals sein Entschluss feststand, dass er auf dem Weg, den er sich abgesteckt hatte und von dem es kein Abweichen gab, einen Reisegefährten haben würde.

Alvaro.

An jenem Nachmittag spürten wir zum ersten Mal die Verzweiflung hinter Julians Verschlossenheit. In ihm rief dieser für uns unbekanntes Postzug anscheinend eine bittere Erinnerung an die Vergangenheit wach und der durch diesen Zug ausgelöste Schmerz trieb ihn dazu, Alvaro anzugreifen.

Eine Mischung aus Heimweh und Hass.

Und ein Opfer: Alvaro. Denn natürlich war es der Postzug, der zum ersten Mal aus dem fernen Süden in unser Dorf kam. Von dort, wo zuerst der Krieg und dann Julian hergekommen waren.

Das Tosen und Brausen des fremden Zuges brach für einen Moment die durch die Spannung entstandene Stille. Er war cremefarben, hatte eine Linie an der Seite und diese, von einer riesigen schwarzen Maschine gezogenen sieben oder acht Waggons, die in einer Reihe an uns vorbeizogen.

DAMALS FOLGTE UNS JULIAN NICHT, als wir alle hinter dem wütenden Alvaro den Weg zum Dorf einschlugen. Doch bevor ich mich den anderen anschloss, betrachtete ich ihn noch eine Weile. Er ließ den Zug nicht aus den Augen, bis dieser unter ständigem Pfeifen am Bahnsteig vorfuhr und dann wie ein Stier laut schnaufend zum Stehen kam. Danach lief er auf den von dem Schnellzug erwärmten Gleisen langsam und mit gesenktem Kopf Richtung Bahnhof und schlurfte dabei mit den Füßen über den zwischen den Schienen liegenden Schotter.

Wie wir später erfuhren, hatte ihm der Postzug nicht das gebracht, worauf er so sehnlich gehofft hatte.

Also keine Neuigkeit aus der Vergangenheit, wohl aber aufs Neue die Vergangenheit, die verabscheuungswürdige und unerreichbare Vergangenheit. Deshalb kam dann später auch alles, wie es kam.

Alvaros Hass und Julians Verzweiflung. Die nicht zu verkennenden Schienen der Tragödie.

Und am nächsten Tag, wie an den darauffolgenden auch, erneut der Postzug.

Um fünf Uhr nachmittags.

—Morgen werde ich diesem Blödmann zeigen, was eine richtige Wette ist. —sagte Alvaro wutschnaubend zu uns, als wir in einer Reihe in der sengenden Sonne zum Dorf liefen. Er rannte eilig vorneweg, wobei er wegen der vielen Löcher im Weg immer wieder stolperte.

—Morgen, morgen da wird er diesen verdammten Postzug aus nächster Nähe sehen! — war das Letzte, was wir hörten, bevor er im Eingang seines Hauses verschwand, und weder am Abend noch am nächsten Morgen kam er auf die Straße. Er brütete Rache aus, der Arme.

AUCH JULIAN SAHEN WIR erst am nächsten Nachmittag wieder, genauer gesagt, als Alvaro auf unserem Weg zum Auwald unter seinem Fenster stehen blieb und anfang, „Komm runter, *Ziggi*, wir haben noch eine Rechnung offen!“ zu rufen. Es schien, dass er auf uns gewartet hatte, denn kaum hatte der aufgebrachte Alvaro aufgehört zu schreien, bewegte sich die alte Haustür und er tauchte dort auf, stumm wie immer, mit trübem Blick und einem seltsamen Gesichtsausdruck, der sowohl Zeichen für großes Glück als auch für tiefe Traurigkeit sein konnte.

Über der ganzen Gegend lag zu dieser Nachmittagsstunde eine drückende Schwüle. Genauso hastig wie gestern auf dem Heimweg lief Alvaro Richtung Auwald, in Schweiß gebadet, und in dem Verlangen, den Hunger dieses Wurms zu stillen, der ihm wegen der Sucht nach Rache sein Inneres zerfraß. Julian lief augenscheinlich ruhig am anderen Ende der Gruppe, die Hände in den Hosentaschen, und man merkte ihm keine besondere Regung an, außer dieser scheinbaren Schwäche, die ihn kennzeichnete, seit er gekommen war. Er ging sicher, als ob die Richtung, die er einschlagen musste, schon seit langem tief in ihm verankert war.

Wie ein Kiebitz.

Es war fünf vor fünf, als wir die Gleise erreichten, die die Weizenfelder mit dem Auwald verbanden. Die seit Mittag erbarmungslos brennende Sonne hatte die Schienen und den sie umgebenden Schotter glühend heiß werden lassen. Sobald er ankam, stellte sich Julian mit dem Rücken zu uns und blickte nach Süden, um den Postzug auftauchen zu sehen, der gleich hier vorbeifahren würde.

Alvaros Provokationen gegenüber stellte er sich taub.

Julian machte Angst.

Alvaro schien Angst zu haben.

—Heute habe ich dir keine Münze mitgebracht, *Ziggi*,— sagte er hastig. Er war klatschnass geschwitzt und bemühte sich vergeblich, den Gernegroß zu spielen.

—Komm her, ich hab ein neues Spiel, das will ich dir zeigen.

Er ließ sich auf einer der Schienen nieder und gab Julian dann ein Zeichen, sich ihm Angesicht zu Angesicht auf die gegenüberliegende Schiene zu setzen.

Es war drei vor fünf auf meiner Uhr.

Julians Blick glitt zu den Wipfeln der Pappeln, während Alvaro seine Tirade fortsetzte. Die Baumspitzen stachen Löcher in die Himmelsdecke und wogen sich ganz sanft im Südwind, während von Zeit zu Zeit Vögel zu sehen waren, die in unaufhörlichem Hin und Her von einem Zweig zum anderen flatterten. Wenig später jedoch verstummte plötzlich alles, selbst das Trillern des Distelfinks und das Lachen der Blätter der Pappeln, und außer Alvaro harrete dort alles in Erwartung des Schnellzugs.

—Na, wird's dir jetzt heiß unterm Hintern?

Noch eine knappe Minute, dann war es fünf. Auf meiner Uhr.

—Hör doch auf mit dieser Geschichte und lass uns nach Hause gehen! – flehte ich in letzter Verzweiflung den an, der, auch wenn es anders aussah, die geringste Lust zu diesem Spiel hatte.

Alvaro.

Den unglückseligen Alvaro.

Julians Abwesenheit wurde durch sein Schweigen und seine Reglosigkeit spürbar. In jener Haltung sah ich ihn weniger als Opfer des Schicksals oder einer Fügung, sondern vielmehr als jemanden, der eine Entscheidung in die Tat umsetzte. Von Anfang an war er sich dieses Endes bewusst gewesen und zeigte nun die Ruhe und Entschlossenheit dessen, der Zeit gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten; und das machte ihn noch furchterregender.

Denn Julian war stark. Sehr stark.

Der unglückselige Julian.

Jenseits des Auwalds hörten wir das Beben der Brücke.

—Hört auf mit diesem dämlichen Spiel, verdammt noch mal! – sagte ich erneut. Der Letzte der Clique und Befehle geben wollen.

Eine Rauchsäule stieg über den Pappeln auf, machte sich auf den Weg zu uns. Die Schienen brodelten. Alvaro quollen die Augen aus dem Kopf und suchten die von Julian, aber der hatte längst den letzten Anschein von Leben verloren. Er war ein bewusstseinsloser, leerer Körper. Er schien aus Metall.

Der Postzug verließ die Kurve und raste unaufhörlich pfeifend auf die beiden Jungen zu. Alvaro sah jetzt zu uns herüber, als erwarte er etwas von uns oder vielleicht auch, als wolle er uns mit diesem raschen Blick erklären, warum er dort wie festgenagelt auf den Schienen sitzen blieb.

Das Getöse des Zugs scheuchte einen Schwarm Rebhühner aus dem benachbarten Weizenfeld auf.

Wieder das Pfeifen, ganz nah bei uns.

Und das Erdbeben.

Von Panik erfasst rannten die Freunde schreiend davon, ohne das Vorbeifahren der Waggonschlange abzuwarten. Mir kam jener Moment dort unter der glühenden Sonne endlos vor. Diese unzähligen Waggons schienen sich jenseits des Weizenfeldes ins Unendliche zu ziehen, auf dem Weg nach Süden, zurück zum Ausgangspunkt ihrer Fahrt. Ich sah den letzten Waggon in Richtung Bahnhof davonfahren, wie ein Dieb, der gerade etwas gestohlen hatte; und während er sich entfernte, ließ er hinter sich eine blutige, an Schienen und Schotter klebende Spur zurück.

WENN MIT JULIAN eine Sternschnuppe erlosch, war Alvaros plötzliche Abwesenheit für mich lange Zeit so unerträglich, als wäre die Sonne selbst verschwunden, nicht etwa, weil ich seine Anwesenheit brauchte, sondern weil ich an sie gewohnt war, denn wir Menschen gewöhnen uns mit der Zeit an die Dinge unserer Realität, ohne wahrzunehmen, ob sie gut oder schlecht, schön oder hässlich sind.

Die Routine, eine ständige Gefährtin. Und Sicherheit.

Oder mehr noch vielleicht, eine Ausrede, alles beim Alten zu lassen.

Aber sind nicht alle Brüche auch Ausgangspunkt für etwas Neues? Unter der sengenden Sonne brachte der Schnellzug an jenem blutbefleckten Ort etwas Neues hervor.

Sie waren wirklich schwer, sehr schwer, jene Nachkriegstage, an denen die Züge mit Erinnerungen überfüllt waren.